



PETER HENRICI · BAD SCHÖNBRUNN

DAS SCHÖNE ALS EREIGNIS UND GESCHENK

Eine philosophische Meditation

Schönheit ist hinfällig, das erfahren wir immer wieder. Die Blume verwelkt, das Haar ergraut, und ein Sonnenuntergang dauert nur wenige Minuten. Wenn vom «Wahren, Guten und Schönen» die Rede ist, fällt sogleich der Unterschied zwischen diesen dreien ins Auge. Wahr ist nur, was für alle und jederzeit wahr ist. «Semel verum, semper verum»: Was sich einmal als wahr erwiesen hat, muss für alle Zeiten als solches gelten. Auch die Güte des Guten erweist sich an seiner Allgemeingültigkeit: «Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.» Das Schöne dagegen ist vergänglich und es lässt sich kaum nach allgemeingültigen Regeln bewerten.

Bewerten ist hier das richtige Wort. Wahrheit, Güte und Schönheit sind die höchsten Werte, nach denen sich alle andere Werthaftigkeit bemisst. Selbst Gold hat nur Goldwert, wenn es wahres Gold ist – von den sogenannten Wertpapieren ganz zu schweigen. Diese höchsten, jeden anderen Wert begründenden Werte wurden in der philosophischen Tradition als «Transzendentalien» bezeichnet, Eigenschaften, die allem, was ist, in dem Maße als es wirklich ist, zukommen. Ihnen wurde auch die Einheit zugezählt, während man begreiflicherweise zögerte, die Schönheit als eine solche Eigenschaft zu betrachten.

Zwei Gründe erklären dieses Zögern. Einerseits spricht die Hinfalligkeit und die fehlende Allgemeingültigkeit der Schönheit dagegen, sie als eine durchgehende Eigenschaft jedes Seienden zu betrachten. Auf der andern Seite scheint es vom persönlichen Geschmacksurteil des Wahrnehmenden abzuhängen, ob etwas, das ist, als schön angesprochen werden kann, im Gegensatz zu der grundsätzlich objektiv bestimmbareren Wahrheit und der Güte. Bezeichnenderweise trägt die philosophische Lehre vom Schönen den Namen «Ästhetik», Lehre vom sinnlichen Wahrnehmen. Seine Ver-

PETER HENRICI SJ, Jahrgang 1928, Mitherausgeber dieser Zeitschrift. Bis zu seiner Berufung zum Weihbischof und Generalvikar des Bistums Chur in Zürich lehrte er Neuere Philosophiegeschichte an der Päpstlichen Universität Gregoriana, deren Honorarprofessor er heute ist.



wiesenheit auf die von Fall zu Fall je wieder andere sinnliche Wahrnehmung des Menschen scheint die Hinfälligkeit des Schönen noch einmal zu unterstreichen.

Das Ereignis des Schönen

Und doch gibt es Schönheit. Wer es leugnen wollte, würde als kaum mehr würdig betrachtet, ein Mensch genannt zu werden. Ganz im Gegenteil: Wenn ich etwas als schön empfinde, möchte ich, dass möglichst alle mein Geschmacksurteil teilen können. Der öfters zitierte Ausspruch: «De gustibus non est disputandum», über den Geschmack lässt sich nicht streiten, besagt nur, dass ein Geschmacksurteil sich nicht auf derart eindeutige und allgemeingültige Grundlagen stützt, dass darüber eine wissenschaftliche Auseinandersetzung möglich wird. Es gibt zwar objektive Schönheitskriterien, beispielsweise die Harmonie der einzelnen Elemente oder das Zusammenstimmen von Idee und Ausdruck; doch ob und wie weit diese Kriterien im Einzelfall erfüllt sind, und welches Gewicht einem jeden einzelnen zugemessen wird, kann letztlich nur subjektiv beurteilt werden, und der Urteilende wird oft Mühe haben, sein Geschmacksurteil objektiv zu begründen und es ohne Rhetorik anderen zugänglich zu machen.

Diese wissenschaftliche Unbegründbarkeit der Schönheit besagt jedoch noch lange nicht, dass es kein von jedem Verständigen als solches erkennbares Schönes gibt. Das wirklich Schöne stellt sich vielmehr zumeist in derart unmittelbarer, unübersehbarer Evidenz dar, dass eine andere Beurteilung gar nicht mehr möglich ist. In die Versuchung, über ein Geschmacksurteil eine wissenschaftliche Diskussion zu führen, kommt man erst in Grenzfällen – oder aus Rechthaberei.

Die Zusammenschau der beiden bisher genannten Kennzeichen des Schönen, seine Hinfälligkeit und seine objektive Gegebenheit, führt uns dazu, das Schöne als ein «Ereignis» zu fassen. Nicht nur im Sinne eines «Er-Äugnisses», das in die Augen fällt und sich ihnen gleichsam aufdrängt – wenn diese Etymologie denn richtig sein soll. Das Schöne erscheint auch als «Ereignis» im alltäglichen Wortsinn, als etwas, das im Lauf der Geschehnisse plötzlich und quasi unverhofft auftritt, unübersehbar bleibt und seine vielleicht weitreichenden Wirkungen zeitigt. Jedes geschichtliche Ereignis wird erst durch seine Zeugen zum Ereignis, durch deren Wahrnehmung und durch den Eindruck, den es auf sie macht, und schließlich dadurch, dass diese Zeugen ihre Eindrücke weitervermitteln und sie so geschichtlich wirksam werden lassen. Das gleiche gilt in vermehrtem Maß vom Ereignis des Schönen. Erst durch den Eindruck, den es auf die Wahrnehmenden macht, existiert das Schöne als Schönes, erst kraft dieses Eindrucks kann es wirksam werden und im Grenzfall sogar in die Geschichte eingehen.

Auch das Unverhoffte und Plötzliche, das dem Ereignis eignet, gilt noch in höherem Maß vom Schönen. Wen etwas Schönes nicht überrascht, der wird es kaum als wirklich schön empfinden. Es ist gerade das Unwahrscheinliche, Unerrechenbare und dennoch Wirkliche seiner Vollkommenheit, das die Schönheit des Schönen ausmacht. Was ich erwartet habe, schenkt mir allenfalls die Befriedigung, dass meine Erwartung richtig war. Erst wenn mir etwas begegnet, das ich so, in dieser Vollendung, in dieser Harmonie, in diesem seinem eindrucklichen Da-Sein nicht erwartet hatte, erscheint es mir als schön. Das mag von einem Gesicht, von einer Naturstimmung oder einem Kunstwerk, von einem Musikstück, einem Gedicht, ja sogar von einer mathematischen Gleichung gelten. Immer steht da etwas als wirklich vor mir, dessen Wirklichkeit meine kühnsten Vorstellungen nicht zu erreichen vermochten. Was die volle Schönheit ausmacht, ist nicht so sehr die grundsätzlich ausdenkbare Vollendung einer Gestalt als vielmehr die Wirklichkeit dessen, was vorher vielleicht nur erträumt werden konnte. Die Schönheit des Schönen besteht letztlich im Übergewicht des unerträumbaren Wirklichen gegenüber allem Erträumten und Erträumbaren. Das lässt mich vom Schönen als einem Ereignis sprechen; es zeigt aber auch, dass die Schönheit trotz ihrer Hinfälligkeit als eine Eigenschaft des Seins, des wirklichen Da-Seins von etwas Unerrechenbarem verstanden werden kann und muss.

Die Kunst als Festlegung des Schönen

Doch wie steht es mit den Werken der Kunst? Sie gelten oft als Unfall des Schönen, und doch sind sie vom Künstler vorhergesehene Erzeugnisse, niemals ganz erreichte Verwirklichung seiner Träume, seiner inneren Bilder. Doch die Ereignishaftigkeit des Schönen bewährt sich auch beim künstlerischen Schaffen. Schon der künstlerische Einfall, der «Musenkuss», der sich manchmal nach langem Suchen unerwartet und plötzlich einstellt, ist ein Ereignis und mehr noch das Gelingen des künstlerischen Schaffens, das Ereignis, das trotz aller Abstriche, die die Ausführung vom ursprünglich Erschauten machen muss, trotz aller Widerstände, die die Materie dem menschlichen Gestalten entgegensetzt, am Ende doch ein vollendetes Kunstwerk dasteht.

Das Wesen der Kunst aber liegt meines Erachtens anderswo. Sofern die Kunst überhaupt etwas Schönes schaffen will, und sich nicht im Ereignis des Kunstschaffens, im «Happening» oder im «Action Painting» erschöpft oder nur auf ein nachdenklich machendes Sinnhaftes abzielt, geht sie darauf aus, dem Schönen in einem beständigen oder zumindest wiederholbaren menschlichen Werk dauernden Bestand zu geben. Das Kunstwerk ist ein sozusagen geronnenes Ereignis des Schönen. Das wird dort am deutlich-



sten, wo das Kunstwerk einen unfassbaren Augenblick festzuhalten versucht, etwa im Lächeln der Mona Lisa oder im Lebensfunken, der vom Gottesfinger auf den Finger Adams überspringt. Der Funke selbst lässt sich nicht darstellen; das wäre Kitsch. Doch der Beschauer sieht, wie zwischen den beiden dauerhafteren Polen der Finger der Funke überspringt und überspringen muss.

Gerade diese beiden Bilder eines flüchtigen Augenblicks werden nun aber bis zum Überdruß reproduziert und in allen Souvenirläden zum Kauf angeboten. Hier zeigt sich die Schwäche des Kunstschönen: seine Reproduzierbarkeit. Sie scheint dem Schönen den Ereignischarakter zu nehmen und es zu einer jederzeit verfügbaren «Ware» zu machen. Die menschliche Schönheit und die Schönheit der Natur lassen sich glücklicherweise nur beschränkt vermarkten. Kunstwerke dagegen können zum Raub der Kunsthändler, der Museen und der Sammler werden, und gegen diese «kapitalistische» Vereinnahmung des Schönen scheinen die Reproduktionen einen «demokratischen» Gegenakzent setzen zu wollen. Doch wer eine solche Reproduktion erwirbt, anschaut oder anhört, und wäre es auch ein Piperdruck oder eine HiFi-DVD, der sieht oder hört immer nur ein Bild vom Bild, einen manipulierten Nachklang eines Konzerts.

Hier wird jedoch ein neues Ereignis möglich, sozusagen ein Ereignis in zweiter Potenz. Man mag die Reproduktionen eines Kunstwerks noch so lange studiert und analysiert haben – die Kunstwissenschaft und die Musikwissenschaft leben von Reproduktionen –, es ist ein umso größeres Ereignis, wenn man diesem bis ins letzte Detail bekannten Kunstwerk plötzlich, sozusagen unerwartet in seinem wirklichen Da-Sein begegnet: auf dem Petersplatz steht, die Meñinas vor Augen hat oder in einem Konzert von Harnoncourt sitzt. Das Staunen ist dann ein anderes und noch größeres: Dieses Schöne, das ich zu kennen meinte, über das ich vielleicht eine lange Abhandlung geschrieben habe oder schreiben könnte, das gibt es also wirklich; es ist da, vor mir, und seine Wirklichkeit ist mehr und anderes als mein Wissen von ihm. Auch im Erleben einer Landschaft, die man aus Bildern seit langem kennt, kann sich dieses Erstaunen einstellen, vor allem aber bei Werken der Architektur, deren Raumeindruck keine Reproduktion wiederzugeben vermag. All das zeigt noch einmal: Schönheit hat mit Da-Sein zu tun, und das macht sie zum Ereignis.

Das Schöne als Geschenk

So unvermutet das Ereignis auftritt, wir werden es nicht als unverursacht auffassen. Es ist zwar «einfach da», geht aber nicht aus dem Nichts hervor und normalerweise auch nicht aus blindem Zufall. Wir sträuben uns instinktiv gegen die Annahme, die Vollkommenheit des Schönen entstehe durch

ein zufälliges Zusammentreffen mehrerer Kausalreihen. Beim Kunstschönen ist das klar. Die Farben der Sixtinadecke sind nicht durch Zufall dorthin geraten, sondern dank dem Genie und der mühseligen, monatelangen Arbeit Michelangelos. Der Genuss dieses vielleicht mühsam hergestellten Schönen kommt uns schließlich unverdientermaßen zu (außer vielleicht dem Papst, der Michelangelos Arbeit bezahlen musste); deshalb erscheint es uns als ein Geschenk. Ein Geschenk wird mir unverdientermaßen durch die Gunst eines Anderen zu eigen – und wäre das auch nur der verfliegende Augenblick des Kunstgenusses und die Erinnerung an ihn. Ob sich der Künstler immer bewusst ist, dass er anderen etwas schenkt? Wo sich der Künstler mit seinem Werk mir sozusagen aufdrängen will, ist es mit der Schönheit meist nicht weit her. Das gilt vom Kitsch so gut wie von der belehrenden und bewusstseinsbildenden Kunst. Besonders unverfälscht tritt der Geschenkcharakter eines Kunstwerks dagegen dort zutage, wo es vor allem zur Ehre Gottes geschaffen wurde.

Wie aber steht es mit dem Naturschönen? Beim Kunstschönen kennen wir den Künstler, der uns dieses Geschenk gemacht hat – auch wenn die meisten Künstler des Mittelalters und der Antike für uns anonym bleiben. Doch hinter einer Naturschönheit sogleich den Weltenschöpfer als «Künstler» zu vermuten, wäre läppisch. Gott schafft keine Sonnenuntergänge und keine strahlenden Gesichter. Wir werden das Ereignis eines Naturschönen vielmehr auf das Zusammenfallen mehrerer unabhängiger, naturgegebener Kausalreihen zurückführen und es so tatsächlich als ein Produkt des «Zufalls» werten müssen. Ein schöner Sonnenuntergang ergibt sich aus einem bestimmten Einfallswinkel der Sonnenstrahlen unter bestimmten meteorologischen Bedingungen in einer geologisch und hydrologisch, botanisch und vielleicht auch vom Menschen mitgeprägten Landschaft. Erst das subjektive, vom Standpunkt des Beobachters mitbedingte Geschmacksurteil stellt die Harmonie fest, die sich ergibt, und beurteilt sie als «schön». Die weltberühmte Schönheit des Matterhorns beruht nicht letztlich darauf, dass zwei seiner Seiten von Zermatt aus nicht sichtbar sind.

Und doch mag man sich von einem Naturschönen «beschenkt» finden. Keiner denkt bei einem Sonnenuntergang oder bei einem schönen Gesicht an eine Analyse der zugrunde liegenden Kausalreihen; das Schöne, die Harmonie ist einfach da und sozusagen unübersehbar. Zugleich bleiben wir uns bewusst, dass diese Schönheit keineswegs selbstverständlich, ja äußerst zerbrechlich ist. Deshalb fühle ich mich mit diesem Schönen beschenkt, dankbar dafür, dass gerade ich unverdienter- und unerwarteterweise dieses Ereignis des Schönen erleben darf. Tausende mögen jedes Jahr nach Zermatt kommen, um das Matterhorn zu sehen; der tatsächliche Anblick, in je verschiedenem Tages- oder Mondlicht, bleibt immer wieder unerwartet und erstaunlich.



Also ein Geschenk ohne Schenkenden? Theoretisch weiß ich, dass hinter diesem Geschenk kein Schenkender steht. Zugleich tut sich ein Zugang auf zur Erkenntnis, dass mit dem schlichten Gegebensein einer Tatsache noch nicht alles abgetan sein kann. Weitere sinnträchtige und staunenswerte Dimensionen des Seins sind hinter dem Ereignis des Schönen zu erkunden. Da ist zunächst die Stimmigkeit zwischen meinem Empfinden und dem objektiv Gegebenen. Diese Stimmigkeit empfinde ich als wertvoll. Das Schöne erscheint mir vor allem deshalb als ein Geschenk, weil ich den Eindruck habe, etwas Wertvolles zu erleben. Ich fühle mich durch dieses Erlebnis bereichert, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick und in der Erinnerung an ihn. Hinter der nackten und kalten Welt der Tatsachen tut sich mir eine andere Welt auf – nicht nur die Welt meiner Empfindungen und Emotionen, sondern die Welt der Werte. Ich spüre es: Dieses Schöne ist nicht nur meine Empfindung, mein ästhetisches Erleben; da wird mir objektiv etwas Wertvolles geschenkt. Der Sonnenuntergang oder das schöne Gesicht ist da, so gut wie das Matterhorn in seiner Schönheit da ist und seit ewigen Zeiten da zu sein scheint.

So muss ich vielleicht meinen ersten Eindruck vom Schönen korrigieren. Die Hinfälligkeit scheint nicht zum Wesen des Schönen zu gehören; sie scheint sich vielmehr daraus zu ergeben, das alles Schöne, das wir erleben, unvollkommen ist. Wie könnte ich sonst jahrelang von der Erinnerung an ein Schönheitserlebnis zehren, wie könnte ich von ewiger Schönheit träumen? Wie könnte ich «zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön»? Hinter dem hinfälligen Schönheitserlebnis tut sich mir eine andere, nur erahnte Welt auf. Das Entscheidende am Ereignis des Schönen kann nicht seine unerwartete Plötzlichkeit sein; es ist in erster Linie sein unverrückbares, unleugbares Da-Sein. Aber: Kann es so etwas geben, wie ein «ewiges Ereignis»?

Die Schönheit Gottes

Das führt zur Frage nach der Schönheit Gottes. Christliche Schriftsteller verstanden die Schönheit in der Natur gerne als Abglanz der Schönheit Gottes. Wenn in jedem menschlichen Werk etwas vom Werkmeister durchscheint, so argumentierten sie, dann muss auch in der Schöpfung eine Spur des Schöpfers zu finden sein. Nicht wenige meinten, diese Spur gerade in der geschöpflichen Schönheit zu finden. Dürfen wir Gott jedoch als «schön», ja als die Urschönheit bezeichnen? Ist das nicht eine Projektion unserer menschlichen Vorstellungen in Gott hinein? Vieles, was wir über das Schöne gesagt haben, kann auf Gott nicht zutreffen. Über Gott können wir kein Geschmacksurteil fällen, Gott ist nicht hinfällig und ereignishaft, in Gott kann es keine Harmonie von Elementen geben und kein Zusam-

menstimmen von Idee und Ausdruck. Das einzige, was Gott mit dem Schönen gemeinsam zu haben scheint, ist sein einfaches Da-Sein, für uns Menschen unerrechenbar und vielleicht sogar unwahrscheinlich. Ihn jedoch als ein Geschenk an mich zu betrachten wäre eine höchste Anmaßung.

Zwei Reihen von Überlegungen können helfen, in dieser Frage klarer zu sehen. Zum einen haben wir bisher fast ausschließlich das augen- und ohrenfällige Schöne betrachtet, Schönheit, die mir materiell verwirklicht entgegentritt. Der Ausblick blieb jedoch offen auf eine andere, nicht materielle Art von Schönheit: Die Schönheit einer mathematischen Gleichung, eines Gedichts, einer künstlerischen Idee noch bevor sie verwirklicht ist, selbst dann, wenn sie nie verwirklicht wird. Dieses nicht mehr augenfällige, nur im Geist gedanklich wahrnehmbare Schöne erweist sich paradoxerweise als beständiger und allgemeingültiger als die materielle Schönheit. Ein Gedicht Pindars, ein Chorlied des Sophokles oder ein Psalm bleiben schön über Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg, selbst dann, wenn wir sie in ihrem Urlaut nicht mehr wahrnehmen und verstehen können. Das gleiche wäre von schönen Charakterzügen einer Person zu sagen oder von einer schönen ethischen Tat.

Schon die sichtbare menschliche Schönheit, etwa eines Gesichts, enthält mehr und anderes als das Augenfällige. Ein Gesicht ist schön, wenn etwas Inneres und Verborgenes nach außen durchstrahlt. Ein Gesicht mag noch so ebenmäßig geformt sein, ein menschlicher Körper mag noch so genau einem Schönheitskanon entsprechen, sie wirken hohl und enttäuschend, wenn sie nicht Ausdruck einer Seele sind. Der wahre Grund ihrer Schönheit liegt nicht im Sichtbaren. Auch ein von den Jahren zerfurchtes Gesicht eines alten Menschen kann echte Schönheit ausstrahlen.

Das Geschmacksurteil ist vor allem für die Beurteilung des materiellen Schönen zuständig. Ob eine mathematische Gleichung oder ein ethisches Handeln als schön zu bezeichnen sind, ist keine Frage des Geschmacks – allenfalls des Wahrnehmungsvermögens. Folglich ist ein Werturteil über eine nicht materielle Schönheit grundsätzlich allgemeingültig – selbst dann, wenn nicht alle dieses Urteil teilen.

Das führt uns zu einer zweiten Reihe von Überlegungen. Sie setzt bei der eingangs erwähnten Dreiheit des Wahren, Guten und Schönen an. Wahrheit und Gutsein, haben wir gesagt, sind zeitenthoben und allgemeingültig. Die Schönheit mit ihrer Hinfälligkeit und ihrer Abhängigkeit vom subjektiven Geschmack schien nur schwer zu den beiden andern zu passen. Nun sind wir jedoch daran, eine tiefere Dimension von Schönheit zu entdecken, die weder hinfällig noch geschmacksabhängig ist. Im Licht dieser Entdeckung können wir das Verhältnis des Schönen zum Wahren und Guten neu überdenken. In der Tat: Das Schöne hat immer etwas von Wahrheit an sich, ob wir die Wahrheit nun als «dass es so ist» verstehen oder



als Unverhülltheit (a-letheia). Schönheit hat sich uns darin gezeigt, dass etwas «gerade so und nicht anders ist», in einem ganz bestimmten Da-Sein, das uns zudem unverhüllt, augen- und sinnenfällig oder geistig unübersehbar entgegentritt. Man wäre versucht zu sagen, dass das Schöne geradezu einen Urfall des Wahren darstellt – doch wie passt das mit der Subjektbezogenheit des Schönheitserlebnisses zusammen?

Bezogen auf ein empfängliches Subjekt ist auch das Gute; es ist immer «gut-für...» Dabei kann dieses «für...» zunächst den doppelten Sinn «für jemand» oder «für einen Zweck» haben; doch zuletzt muss auch der Zweck für jemand gut sein. Ein Gutes «für alle» scheint jedoch eine Utopie zu sein und ein in sich stehendes Gutes nur eine platonische Idee. Hier kommt die Schönheit zuhilfe. Was ich als Schönes erlebe, erlebe ich als etwas Gutes für mich, als ein Geschenk. Zugleich aber möchte ich, dass alle mein Geschmacksurteil teilen könnten, dass dieses Schöne ein Geschenk für viele, ja für alle wäre. Die Schönheit eines Kunstwerks nimmt nicht ab, sie wird nicht aufgeteilt, wenn viele Menschen es betrachten. Eher wäre das umgekehrte zu sagen: Die Vielzahl der Blicke lässt immer neue Dimensionen der Schönheit aufstrahlen. Das Schöne könnten wir geradezu als den Glücksfall eines universellen und unverbrauchbaren Guten ansprechen.

Ein Ausblick eröffnet sich: Das Schöne ist nicht nur zugleich etwas Wahres und etwas Gutes; es könnte sogar eine, wenn nicht *die* Höchstform von beiden sein. Die Schönheit wäre dann die zusammenfassende Vollendung der Transzendentalien. Die Unvollkommenheiten des Schönen, die wir eingangs feststellen mussten, seine Hinfälligkeit und seine Abhängigkeit von einem subjektiven Geschmacksurteil, würden dann ganz zum Ausdruck bringen, dass das Schöne an sich so vollkommen ist, dass wir ihm in unserer Erfahrungswelt nie begegnen. Kann es so etwas geben wie «das Schöne an sich», ist so etwas überhaupt denkbar? Muss Schönheit sich nicht immer in etwas Einzelem und deshalb Endlichem konkretisieren?

Wir sind in unserem Fragen von Gott ausgegangen: Kann Gott schön genannt werden? Jetzt haben wir entdeckt, dass die Schönheit die höchste, zusammenfassende Vollendung der Wahrheit und des Gutseins sein könnte. Gott als *die* Wahrheit und das Gute schlechthin anzusprechen ist weithin unbestritten. Weshalb dürften wir ihm nicht auch den Titel der Schönheit beilegen – sogar a fortiori? Gott ist nicht nur ein Einzelnes; er ist der Eine, in dem «das Schöne an sich» konkret sein kann. Er wäre dann sozusagen das ewige Da-Sein, das ewige Ereignis des Schönen.

Von hier aus können wir den Blick zurückwenden auf die endliche Schönheit. Im Licht unserer Überlegungen erscheint diese nun tatsächlich als ein Abglanz, genauer gesagt als ein Aufleuchten der Schönheit Gottes. Nicht das einzelne irdische Schöne ist ein Geschenk Gottes; doch es ist dem Da-Sein Gottes in seiner uns unzugänglichen Schönheit zu danken, dass es



so etwas wie Schönheit überhaupt gibt und geben kann – so wie auch alle Wahrheit und alles Gute ihren letzten Grund, ihr Fundament, ihre Beständigkeit in Gott haben. Bei der Schönheit ist das umgekehrte festzustellen: ihre hinfallige Ereignishaftigkeit, ihre Verwiesenheit auf das wahrnehmende Subjekt scheint ihren letzten Grund darin zu haben, dass die wahre Schönheit, die Schönheit Gottes für uns unzugänglich bleibt. Eben deshalb verweist das erlebte und erlebbare Schöne, ähnlich wie die erlebte Liebe, über sich hinaus auf etwas anderes, auf den Anderen, Gott.

